

# Einschätzen, anfordern, auflockern, durchtelefonieren

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419792>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Einschätzen, anfordern, auflockern, durchtelefonieren.

Was will es bedeuten, daß diese vier Wörter hier in eine Reihe gestellt sind? Haben sie etwas miteinander gemein? — Ja, zweierlei sogar! Erstens sind es Modewörter, auf einmal ungebührlich oft gebraucht und wahrscheinlich dazu verurteilt, nach einiger Zeit wieder in die Reihe zurückzutreten. Und zweitens sieht jeder sogleich: sie enthalten alle eine Vorsilbe, von der nicht ohne weiteres ersichtlich ist, wozu sie da ist. Und eben die Vorsilbe hat sie zum Modewort gemacht.

Schon nicht mehr ganz jung ist einschätzen. „Ich schätze ihn nicht sehr hoch ein“ — „es kommt drauf an, wie man die Romantik einschätzt“. Ehedem schrieb man einfach schätzen. Dann kam als großer Fortschritt die Selbsteinschätzung in den Steuergesetzen. Auch da hätte es genügt, wenn man geschätzt hätte, wenigstens kam Doktor Martin Luther damit aus, als er den Bericht über die berühmteste Steuereinschätzung der Weltgeschichte, Lukas Kap. 2, verdeutschte: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde, und diese Schätzung war die allererste, . . . und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehäm, . . . auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe.“ Weshalb heißt es nun heute einschätzen? \*) Nicht ganz und gar ohne Grund. Dem Beamten am Pult oder grünen Tisch lag ein Buch vor mit einer langen, langen Liste von Namen, und hinter jedem Namen hatte er die Zahl, die dem Bürger bei der Schätzung zukam, einzutragen, immer wieder die noch bestehenden Lücken auszufüllen, indem er die durch die Schätzung ermittelte Zahl einsetzte, einen nach dem andern von seinen Mitbürgern in sein Buch eintrug, bis sie schließlich alle eingeschätzt waren. Die Vorstellung des Buches, des Verzeichnisses, machte dann in der Amtssprache die Schätzung zur Einschätzung, ein sprachlicher Vorgang, der vielen andern gleicht.

Lassen wir dem Beamten diesen feinen Vogel, er muß auch seine Freude haben; sein mühsames Geschäft bringt ihm nicht lauter Vorteil. Zum Beispiel: sein Tisch ist mit braunem, seit längerer Zeit grünem, grobem Wollstoff bedeckt, und gleich spotten die Leute über diesen seinen grünen Tisch, als ob er etwas dafür könnte. Auf französisch heißt die Art Stoff — man kann an eine Kapuzinerkutte denken — bure, der Zahlstisch bekam davon den Namen bureau, und siehe da: jetzt nennt man den wackern Diener des Staates oder der Gemeinde einen Bureaukraten. Also plagen wir ihn nicht auch noch mit Beanstandung seiner Einschätzung! Und wenn nun eine fortgeschrittene Verwaltungskunst dem Bürger die Schätzung überträgt, die bereits zur Einschätzung geworden ist, so ist es zu verstehen, daß auch der Bürger fortan statt schätzen einschätzen sagt, wenn er sich mit seinesgleichen über diese weithin unbeliebte Angelegenheit unterhält.

Zu beanstanden aber gibt es hier doch etwas: weshalb muß nun durch dick und dünn drauflos eingeschätzt wer-

\*) So sagt im Bestreben, „modern“ zu sein, auch die neue Zürcher Bibelübersetzung: „Es begab sich aber in jenen Tagen, daß vom Kaiser Augustus ein Befehl erging, daß der ganze Erdkreis sich einschätzen lassen sollte.“

den, auch wo von keinem Steuerrodell die Rede ist? Weshalb fragt man: „Wie schätzen Sie diese Neuerung ein (Was halten Sie von der Neuerung)? In weiten Kreisen der Fraktion wird der neue Minister anders eingeschätzt (beurteilt). Man weiß das nicht geziemend einzuschätzen (schätzen oder bewerten)“? Alle solche Modewörter haben das Streben, andere Wörter zu verdrängen und eine gewisse Verödung und Schablonenhaftigkeit des Stils zu fördern. Immer auch bedeuten sie, zumal wenn sie unnötig mit einem Vorwort beladen sind, wie einschätzen und das auch nicht immer nötige einsparen, eine Verbreiterung und Spreizung des Ausdrucks. Guter Geschmack meidet derartige Geschwülste am Leib des Satzes.

Das alles gilt auch von dem jetzt stark in Mode gekommenen anfordern. Das Wort sagt nichts anderes als das einfache fordern. Aufgekommen ist es ganz sicher nicht in der Schweiz und höchst wahrscheinlich im militärischen Bereich. Mit dem an will man anzeigen, anordnen, anordnen, daß man das Geforderte herbeischafft haben will. Man wird nimmer geistige oder überhaupt ungreifbare Dinge anfordern, sondern immer greifbare, zum mindesten sichtbare Ware. Angefordert werden Munition, Feuerwehrgerät, Gasmasken, Zelte, Fieberthermometer, Bettdecken, Eisenbahnschienen, weiterhin wohl auch Reiterei, Artillerie, Polizeimannschaften, Kompanien, vielleicht auch Bibliotheken, Lesestoff aller Art, — jedenfalls immer etwas, was man kommen lassen, verladen, verschicken kann. Und immer wird es dabei ein wenig stramm oder scharf zugehen. Bei dem an sieht man im Geiste eine zur Erde weisende Hand mit straff ausgestrecktem Zeigefinger. (Vergleiche auch abkochen für einfaches kochen!). Unnötig ist das alles, unnötig prozig und pazig und pukt. Selbst etwas so ungemütlich Hasselndes wie eine Feuerspritze oder schwere Artillerie läßt sich ruhig fordern. Wie viel eher Sanitätsmaterial, eine Lötlampe, eine Saugpumpe. Ist nicht bei den Leuten, die alles gleich anfordern, oft Wichtigtuerei und Soldatsspielerei beteiligt? Ist es nicht zuweilen auch überflüssig unfreundlich, ja verlegend, anfordern zu sagen? Und wiederum wirkt es verwirrend auf den Stil, wenn statt eines Satzes mit kommen lassen, herbeischaffen, nachfragen, erbitten, ersuchen, anordnen, immer nur wieder ein solcher mit anfordern gebildet wird. Wir hatten das Wort vor dem Weltkrieg nicht, drum wäre es auch jetzt entbehrlich. Ich werde es nie brauchen, und würde ich selbst General.

Jetzt aber ein ganz unverschämter Geselle: auflockern. Unverschämt deswegen, weil er sich überall breit macht. Kein Zeitungsartikel mehr, kein Jahresbericht, keine Kantonsratssitzung, keine Philosophie, Ethik, Pädagogik und wie all die schönen Wissenschaften heißen, ohne Auflockerung. Die Armengesetzgebung, die Truppenordnung, die Einehe, das Konzertprogramm, die Speisenfolge, der Eisenbahntarif, das geistige Leben, die Folgerichtigkeit des Denkens, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, alles und alles wird aufgelockert oder muß es noch werden. Lockern täte, wo wirklich Lockerung am Platz ist, den Dienst vollauf. Selbst das Erdreich, bei dessen Bearbeitung man wohl zuerst von Auflockerung gesprochen hat, und die hartgelegene Kopshaarmatratze könnten einfach gelockert werden, wie sie es früher wurden, des Auflockerns bedürfte es auch hier nicht. Und vollends für Aenderung oder Mildern eines Gesetzes, einer Verordnung, Abschwächung eines Grundsatzes, Erleichterung eines Dienstes, Mildern eines Ver-

fahrens (einer „Praxis“), Erweichung von Begriffen, bei Verfassungen, Grundsätzen, Wissensgebieten, Einteilungen, Lebensanschauungen, gottesdienstlichen Formen und dogmatischen Ueberlieferungen, überall ließe sich doch statt des heute beliebten Allerweltswortes auch jetzt noch das sich natürlich einstellende Eigenwort verwenden.

Noch hab ich bloß aus Deutschland gehört, daß Nachrichten statt telefoniert durchtelefoniert werden; aber was gilt's, morgen haben wir die Schmarogerpflanze auch im Lande? Denn in unserm Zeitalter der geistigen Landesverteidigung haben wir es eilig, jede sprachliche Albernheit, die ein Fakke im Reich erfindet, sogleich liebevoll bei uns aufzunehmen. Was will man mit dem durch? Ursprünglich vielleicht wollte man damit andeuten, daß die Nachricht durch verschiedene Vertlichkeiten, Gegenden, Etappenstellen, Heeresbereiche, mit möglichen Hindernissen und Verzögerungen bei der Umleitung usw. hindurchgegeben wurde, zugleich auch, daß bei alledem die Botschaft oder Forderung doch bis ans Ende durchdrang. Im Kriege nicht ganz sinnlos. Immer der Krieg, den wir im Frieden fortsetzen mit unsern politischen, sozialen und andern Fronten, unsern Schulungs- und sonstigen Lagern, unserm Durchhaltewillen, unsern Etappen, unserm Torpedieren (etwa mißliebiger Parteien, Bestrebungen, Errungenschaften), unserm Trommelfeuer (etwa von Beweisgründen) — immer die Kriegssprache! Was hat es für einen Sinn, die Anzeige der glücklichen Geburt eines gesunden Mädchens den Heidelberger Tanten durchzutelefonieren? Wäre es mit dem Weitergeben oder einfachem Telefonieren nicht getan, verständlich, richtig?

Nein, es wäre nicht damit getan, denn die Durchtelefonisten, Einschäzer, Anforderer und Auflockerer sind Leute, denen es immer drauf ankommt, die Dinge anders zu sagen, als man sie gestern sagte. Ich fürchte, daß diese Neuerungssucht auch der eigentliche Grund sei, weshalb wir nicht aus der Fremdwörterei herauskommen. Allen Deutschsprachigen scheint das Neuern reizvoll zu sein, das Neuern, das dabei doch nur für einen einzigen, den ersten, der so sagt, persönliches Neuschaffen ist, für alle andern aber einfach Nachahmung ohne Prüfung des also angenommenen Neuges auf seinen Wert. Eben das ist es, was man Mode nennt. Die Sprache aber sollte uns zu gut sein, um ein Tummelplatz leichten Modetreibens zu werden.

Blocher.

## Schweizerdeutsch. \*)

Was würden wir sagen, wenn ein Bundesfeierredner seine schriftdeutsche Ansprache so geschlossen hätte:

„Die Feuer haben wir ja des schlechten Wetters wegen nicht entzünden können, aber sie können doch, wenn sie auch nicht entzündet werden konnten, in uns die Kraft und den guten Willen zur tatkräftigen Mitarbeit im Dienst für Volk und Heimat erzeugen“?

Wäre das nicht ein Muster einer hochdeutschen Phrase, einer Zusammenstellung schöner Worte ohne Inhalt? Ein Feuer, das des Regens wegen gar nicht entzündet werden konnte, soll in uns einen Willen entzünden? Wie macht es das? (Man merkt: der Redner hatte sich auf besseres Wetter eingerichtet!). Nicht wahr, sowas wäre auf Schweizerdeutsch nicht möglich, eine solche Phrase? — Oha! Ein st. gallischer Regierungsrat hat das in seiner Rheintaler Mundart fertig gebracht mit den schönen Worten:

\*) Die in Nr. 7/8 angekündigte Auseinandersetzung mit den Forderungen Prof. Dieths müssen wir auf die nächste Nummer versparen.

„D'Junke ham mer jo wäga dem wüechta Regamuntig nöd abbrenna chönna, aber si chöned doch, wenn si au nöd hend chönna azündt werda, i iis dia Kraft und de guet Willa erzüge zuen era tatkräftige Mitarbeit im Dienst für Volk und Heimat.“ („Volkstrend“ 3. 8. 37.)

Gewiß kommen in schriftdeutschen Reden und Predigten viele Phrasen vor. Wenn sich aber unsere Volksredner gewöhnen, ihre Ansprachen in Mundart zu halten, wie es ihnen die „Sproch-Biwegig“ dies Jahr ans Herz gelegt hat, so gewöhnen wir uns einfach an schweizerdeutsche Phrasen. Und das hätten wir unserm lieben Schweizerdeutsch gern erspart. Die Phrasenhaftigkeit liegt nicht in der Sprache, sondern im Menschen.

„Tragikomödie eines Mundartschwärmers“ möchte man nennen, was Otto von Greyerz im „Bund“ (23. Aug., Nr. 390) erzählt:

### „D'Nettig ligt i der Erhäbig“.

„Die einziigi rettig für ds schwyzerdütsch ligt im schriftliche gebrauch, i fir erhäbig zur schriftsprach vor'r alemannische Schwiz.“

So zu lesen in dem Werbeblatt Nr. 2 eines Vereins, der sich „Bund für ne nöüi schwyzerortografi“ nennt und das Bärtsche Einheitsalemannisch befürwortet.

Also denn: die Rettung liegt im Gebrauch und in der Erhebung. Ein Abstraktum liegt in zwei andern. So recht nach dem Geiste der Mundart! Und diese neuen Schweizerwörter: Gebrauch und Erhäbig! In der Schweiz haben wir Bräuche, „Brüüch“, gewiß, aber ein „Gebrauch“ iich nit der Bruuch, noch weniger eine „Erhäbig“. Und dann dieses „ligt“ (man jagt übrigens „lht“), so anschauungslos wie möglich. Man mache bloß Ernst mit dem Wort und stelle sich eine Rettung vor, die liegt!

Der Satz, es tut mir leid es zu sagen, ist ein wahres Schulbeispiel für schlechtes Schweizerdeutsch. Statt einfach und klar zu sagen, was man meint — und das kann eben unsere Mundart, oft besser als die Schriftsprache — zwingt man den Gedanken in eine abstrakte Redensart (die Rettung liegt in...) und stopft die der Mundart gemäße zeitwörtliche Fassung des Gedankens in drei dingwörtliche Begriffsnamen (Nettig, Gebrauch, Erhäbig).

Wenn ich den Satz in schlechtes Berndeutsch übertrage, so lautet er etwa so:

We me ds Schwyzerdütsch rette wott, so git's numen eis: me mues es schribe, nid nume rede; es mues di gschribni Sprach vo der ganze Schwiz wärde.

An den Inhalt dieses Spruches glaube ich zwar nicht, aber die Form wäre wenigstens berndeutsch. Und mich dünkt, die eifrigen Befürworter der Mundart sollten mit dem guten, nicht mit schlechtem Beispiel vorangehen. Sonst schaden sie der guten Sache, für die sie sich einsetzen. Sie müßten aber zuerst mundartlich denken lernen, ehe sie mundartlich schreiben wollen.

## Zur Empfehlung.

Unser Sprachverein ist selber auf die Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit seiner Mitglieder angewiesen, und jede andere gemeinnützige Unternehmung bedeutet für ihn eine „Konkurrenz“, um so mehr, je näher verwandt sie seine eigenen Bestrebungen ist. Und doch können wir nicht anders, als unsere Mitglieder auf verwandte Bestrebungen hinzuweisen in der Hoffnung, dieser oder jener, der sich's leisten kann, werde auch noch dort helfen. So nennen wir einmal den **Deutschschweizerischen Schulverein**, der die deutschsprachigen Schulen im Tessin und im welschen Jura unterstützt. Er besitzt Ortsgruppen in Zürich und Basel. Die Basler Gruppe ist in den letzten Jahren dank eifriger und geschickter Werbetätigkeit zu einer stattlichen Schar herangewachsen und gibt vierteljährlich ein Blatt heraus vom Umfang des unsers; der Jahresbeitrag beträgt 3 Fr.; Anmeldungen sind zu richten an den Rechnungsführer Dr. Hermann Christ, Burgstraße 110, Miehen. Die Zürcher Gruppe will sich nun auch rühren; ihr Jahresbeitrag beträgt ebenfalls 3 Fr.; Anmeldungen nimmt entgegen der Schriftführer W. Ruoff, Bogelsangstraße 46, Zürich 6. Hoffentlich kommt auch bald eine Berner Gruppe zustande.